

Dr. Ulrich Maly

Oberbürgermeister der Stadt Nürnberg

„Architektur und Heimat“

Vortrag am 16. November 2005 beim Verein BauLust e.V.

Bildungszentrum Nürnberg, Gewerbemuseumsplatz 2, Fabersaal

Ich denke, niemand erwartet jetzt einen Erlebnisaufsatz zu Augustinerhof, Sebaldusgelände oder Volksbad, sondern vielmehr ein paar Gedanken zu Stadtentwicklung, Architektur und Baukultur – das sind ja auch die Themen der „Baulüstlinge“.

Ernst Bloch hat gesagt, „Architektur insgesamt“ sei und bleibe „der Produktionsversuch von Heimat“. Das ist schön gesagt und zeigt Anspruch, Realität und Widerspruch der Debatte über Architektur und Baukultur auch und gerade in Nürnberg. Meine Gedanken tragen folgerichtig den Titel „Architektur und Heimat“.

Beginnen möchte ich mit einem Zitat aus der „Süddeutschen Zeitung“ vom Wochenende 12./13. November 2005, die sich mit der Frage befasste, welche Verantwortung Architekten und Stadtplaner für die Gewalt in den französischen Vorstädten tragen. Obacht, nicht *ob*, sondern *welche* Verantwortung war die Frage.

In dem Beitrag von Gerhard Matzig unter der Überschrift „Formen des Zorns“ heißt es: „Es sind ausschließlich die allerbilligsten und einfältigsten Form- und Versatzstücke der internationalen Nachkriegsmoderne, die jetzt den eindrucksvollen Hintergrund für Wut und Wahnsinn abgeben: vorgehängte Balkone, endlose Klingelschilder, schmucklose Lochfassaden, dünnste Fassadenapplikationen, raumlose Eingänge, flache Dächer und sockellose Kuben. Es sind orthogonal organisierte Punkthochhäuser, die wie halbverfaulte Zahnstummel herumstehen. Es sind Supermarktgeschwüre, die sich breiig in die nicht vorhandenen Stadtzentren ergießen. Und es sind trübsinnige, am jämmerlichen Raster der Wohnraumspekulation ausgerichtete Zellenbauten aus Waschbeton. Überall dort, wo es jetzt brennt.“

Der Imageschaden für jene qualitätsvollen und ästhetischen Architekturentwürfe der Gegenwart, die – auch nur entfernt – an die heruntergewohnten Silo-Bilder aus Frankreich erinnern könnten, ist nicht abzusehen. Selten zuvor wurde das Formvokabular der Moderne, deren Nachfahren in der Banlieue größtenteils aus den sechziger und siebziger Jahren stammen, so gründlich diskreditiert.“

Sehr geehrte Damen und Herren, natürlich kann man das, was in den Banlieues passiert, nicht den Architekten und Stadtplanern in die Schuhe schieben. Aber ich glaube schon, dass eine bestimmte Umgebung bestimmten sozialen Erscheinungen Vorschub leisten kann. In Paris, so die „SZ“, seien das keine Wohnungen – schon gar keine Heimat – sondern „betonierte Gehege für das Fremde an sich“. Starker Tobak zweifellos und auch nicht vergleichbar mit Deutschland, aber allemal nachdenkenswert.

So viel zur Aktualität von „Architektur und Heimat“.

Aber auch ohne Paris wird in letzter Zeit wieder mehr über Stadtplanung und Stadtentwicklung diskutiert, nicht nur in Nürnberg, allerdings in einem durchaus positiven Sinn. Deshalb wage ich die These, dass es eine *Renaissance der integrierten Stadtentwicklungsplanung* geben kann. Oder besser sollte. Allerdings sicher unter anderen Vorzeichen, als früher in den euphorischen Planungszeiten. Wenn damit die Intensivierung der Baukultur und ein Bekenntnis des öffentlichen Bauens zur Qualität einhergeht, dann sind wir auf dem richtigen Weg.

Das geht bei uns immer nur vor dem Hintergrund der Geschichte des Städtebaus der Bundesrepublik. Die Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs waren im Bloch'schen Sinn der wohl radikalste Verlust von Heimat, den man sich vorstellen kann. Der hat dann auch entsprechend radikale Vorschläge ausgelöst. Vom nötigen Überbordwerfen des zerstörten Alten bis zur Sehnsucht nach möglichst detailgenauer Rekonstruktion des eigentlich unwiederbringlich Verlorenen reichte der Spannungsbogen – und reicht er ja manchmal heute noch.

Der Nürnberger Weg war aus heutiger Sicht wohl der richtige. Es handelte sich dabei ja nicht wirklich um völlige Rekonstruktion. Es wurden Fluchtlinien verschoben, um Verkehrsräume zu gewinnen, sanft gestaltet, intelligent gefaket. Gleichzeitig hat man in den 50er Jahren vergleichsweise unbekümmert hineingebaut ins ehemals Historische. Die Baukultur dieser Zeit ist für uns Nachgeborene auch schon historisch und an vielen Stellen der Stadt Heimat geworden, meist gelungene, wie ich finde. Die

klassischen 50er-Jahre-Quartiere gehören ja durchaus zu den beliebten Stadt- und Wohnvierteln in Nürnberg. Zum Beispiel auf der ehemaligen „Steppe“, wie die Nürnberger die östliche Sebalder Altstadt nannten, nachdem der Bombenschutt des Krieges abtransportiert und nur noch eine Öde zu sehen war.

Die nächste Phase, die „Moderne“ der autogerechten Stadt und die Radikalität der 70er Jahre, wo sich die „68er“ zwar nicht ahistorisch, aber in einer Art bewusstem Bruch zu Historischem definierten, hat in unseren Städten recht ordentliche Zerstörungen hinterlassen. Ich bin mir ziemlich sicher: Der völlige Abriss des Bleiweißviertels – der immerhin fast 20 Prozent aller je in Nürnberg ausgegebenen Städtebauförderungsmittel verschlungen hat – würde heute so nicht mehr beschlossen werden. Ich will hier aber nicht besserwissen. Jede Zeit macht ihre Fehler. Mit den unseren wird die nächste Generation ins Gericht gehen.

Solche Flächensanierungen korrespondieren zeitlich mit der Entwicklung der Trabantenstädte eigentlich in allen Großstädten der Welt. Wohnkuben mit Abstandsgrün, in die Fläche gesetzt ohne größeren Respekt vor dem sozialen Gefüge, mit abrupten Übergängen vom öffentlichen Raum in die private Parzelle – künstliche Umwelten ohne Bindungs-, ohne Heimatqualität. Der öffentliche Raum ohne soziale Kontrolle, die private Parzelle anonym. Glasgow reißt die gerade ein!

Unser Langwasser gehört da in jedem Fall zu den besseren Exemplaren, Fläche war da und sie wurde genutzt – ein Erbe der Reichsparteitage.

Die nächste Phase ab Mitte/Ende der 70er ist die Zeit der großen Pläne, der Soziologisierung der Planungstheorie und der Sozialpädagogisierung der Planungsprozesse. Integrierte Ansätze, ganzheitliche Quartiersbetrachtungen haben Meilensteine gesetzt. In Nürnberg wären Gostenhof-Ost und Gostenhof-West zu nennen oder St. Leonhard.

Diese Prozesse hatten Respekt vor der „Heimatqualität“ von gebauter Umwelt, auch wenn das keiner so genannt hätte damals. Wohnstrukturen, soziales Gefüge, Bildungs- und Freizeitinfrastrukturen wurden diskutiert, Jugend-, Kultur- und Bürgerhäuser als kulturelle Kohäsionsinstanzen gebaut.

Nürnberg hat damals sowohl mit der innerbetrieblichen Aufbauorganisation, der Arbeitsgruppe Nürnberg-Plan, als auch mit konkreten Projekten Aufsehen erregt. Im positiven Sinn. Diese Stadtentwicklungsprojekte standen letztlich konzeptionell auch Pate für die Ziel-2- und Soziale-Stadt-Projekte der EU. Wir hatten damals erstmals

die sektorale Segmentierung der Förderprogramme aufgebrochen und eine auf das Fördergebiet bezogene ganzheitliche Gebietsentwicklung zum Gegenstand gemacht. Das ist auch die ideelle Grundlage der EU-Förderkonzeption.

Wir haben in unseren altindustriellen Strukturen praktisch überall Problembündel zu bearbeiten. Nehmen Sie zum Beispiel die Nürnberger Südstadt. Wir haben soziale und soziokulturelle Defizite, wir haben in der Regel auch Wohnungsprobleme, wir haben die alten großen Werkswohnungssiedlungen, die oft an irgendeinen Bauträger verkauft worden sind. Wir haben Defizite an Grün- und Freiräumen, weil wir es meist mit Gebieten zu tun haben, in denen die wirtschaftliche Entwicklung so explosiv war, dass man verdichtet gebaut hat. Wir haben zum Teil eklatante Defizite an Bildung – eine zentrale Voraussetzung für die Zukunftsperspektive von Stadtteilen. Wir sind mit stadträumlichen Veränderungen konfrontiert sowie mit sehr hohen Anteilen und Veränderungsgeschwindigkeiten beim Zuzug von Migrantinnen und Migranten.

Die EU hat das gemacht, was uns abhanden gekommen ist: Sie hat die Grenzen zwischen den Disziplinen eingerissen und gibt uns das als stadtentwicklungspolitische Aufgabe mit. Ich komme noch darauf.

Zunächst stellt sich aber die Frage: Warum ist uns diese Planungstugend in den 90er Jahren abhanden gekommen?

1. Kein Geld mehr ist ein Grund, aber – wie ich finde – kein sehr überzeugender. Klar hat die Haushaltskrise dramatisch zugenommen, sind die kommunalen Investitionen zurückgegangen, gleichwohl hätten wir ja auch Prioritäten setzen können.

Es gibt noch ein paar weitere Gründe:

2. Im Zuge der Planungseuphorie waren auch Erwartungen an die Rundum-Gestaltbarkeit der äußeren und inneren Welt gewachsen, die am Ende nicht erfüllt werden konnten – enttäuschte Erwartungen blieben nicht aus.
3. Die Haushaltskrise hat an einer anderen Stelle umso härter zugeschlagen:
Beim Verwertungsdruck von innerstädtischen Flächen. Vermeintlich „spurloses“ Tafelsilberscherbeln bestand nämlich darin, städtische Flächen meistbietend zu verkaufen. War das Anfang der 90er Jahre im Wiedervereinigungsboom noch mit halbwegs ansprechenden Mischnutzungen aus Büro-, Dienstleistungs- und Handelsnutzung möglich, so erodierten die Märkte Mitte der 90er Jahre so,

dass nur noch der Großflächenhandel und Discounter hohe Preise boten. Verlidelung und Aldisierung der Städte waren die Folge mit tiefgreifenderen Struktureffekten auf Einzelhandel, Verbraucherverhalten und Produktvielfalt, als man sich das heute schon vorstellen kann. Nürnberg gehört zu den Städten, die als erste versucht haben, aktiv zu reagieren. Eine erste Initiative fand durch Wirtschaftsreferent Dr. Roland Fleck und Baureferent Prof. Walter Anderle schon vor 2002 statt, eine weitere durch mich nach meiner Amtsübernahme. Wir haben es im Guten versucht – neue Standorte ausgewiesen, alte dafür einziehen wollen. Es hat nicht gut geklappt. Der heute ideale Discounterstandort ist gut verkehrlich erschlossen, also nicht im Quartier, hat ordentlich Parkplätze und Platz für die jeweilige Schachtelarchitektur. Wir werden deshalb jetzt auf den uns bekannten „Discounter-Verdachtsflächen“ sukzessive Handel per Baurecht ausschließen.

Die Preise, die gezahlt werden, sind exorbitant. Neuerdings werden auch schon ganze Entwicklungsgebiete gekauft, nur um einzelne Discounterstandorte besetzen zu können (Kleestraße, Tuchergelände am Schillerplatz). Auch wir haben uns schon da und dort zur liederlichen, aber reichen Braut aufs Lotterbett gelegt. Auch wir müssen also Nein sagen noch besser lernen.

Mut zum Nein sagen, ist übrigens eine Grundvoraussetzung für stadtplanerische Ansprüche, sonst haben so „schrecklich unökonomische“ Nutzungen wie Grünflächen, Spielplätze, Sozial- oder Kultureinrichtungen keine Chance mehr. Deshalb haben wir in den Steckbriefen der Bahnflächen auch viel „Grün“ herausgehandelt und achten jetzt auch darauf, dass die gefundenen Kompromisse nicht aufgeweicht werden.

Die in den Industrialisierungsgebieten der Stadt vorhandenen Grünflächendefizite können wir sicher nicht über Quantitäten ausgleichen. Da ist Qualität gefragt (zum Beispiel Hasenbuck, Melanchthonplatz, Annapark etc.) Dorthin haben wir deshalb bewusst Ziel-2-Gelder gelenkt.

Was den Grünflächenausweis angeht, geht das nicht ohne regionale Kooperation. Manche Kollegen im Umland zeigen da leider nicht die gleiche restriktive Haltung wie wir. Das rächt sich – dort in den Handelsstrukturen, aber möglicherweise leider auch hier.

4. Aber auch wir selbst haben einen Teil Schuld daran, dass so wenig zusammengeht. Die extrem hohe Arbeitsteiligkeit der Verwaltung steht in diametralem Gegensatz zur Interdisziplinarität der Anforderungen einer integrierten Stadtentwicklungspolitik. Wir haben uns arbeitsteilig zerhackt, die Einzelteile durch weitgehende Budgetrechte gestärkt und der äußere Druck der Haushaltsprobleme führt dann noch dazu, dass sich die Einzelteile der Verwaltung in ihre Schneckenhäuser zurückziehen. Kooperation birgt ja immer das Risiko, dass man für das gemeinsame Projekt Geld mitbringen muss. Was häufig effizienter wäre, als wenn ein jeder für sich selber rumwurstelt.

5. Es gibt einen neuen Typus von Problemquartieren:

Stadtteile mit durchaus bürgerlicher Wohnprägung wie Schweinau, Teile Langwassers, Teile von Eibach oder Röthenbach können problematisch werden, ohne dass man das auf den ersten Blick an der *baulichen* Qualität des Quartiers erkennen würde. Der Verlust von klassischen Beschäftigungsstrukturen im Arbeiter- und Facharbeitermilieu hat das soziale Gefüge von innen heraus aus dem Gleichgewicht geraten lassen.

Dazu kam dann der besonders in diesen Quartieren spürbare Zuzug einer größeren Anzahl von Migranten in vergleichsweise kurzer Zeit. Soziologisch gesprochen sind das Ballungen von Modernisierungsverlierern. Um diese Menschen müssen wir uns kümmern. Kommt dann noch – wie in der Werderau – durch den Verkauf der Wohnungen existenzielle Angst dazu, dann ist die explosive Mischung perfekt. An diesen Stellen übrigens ohne jede „Schuld“ von Architektur und Städtebau. Die Werderau war und ist ein gelungener „Produktionsversuch von Heimat“. Man sieht, Architektur und Städtebau ist eine notwendige, aber keinesfalls hinreichende Bedingung für stabile Quartiere – aber notwendig ist sie schon.

Also: Was brauchen wir?

1. Den Mut zur Planung, und das beinhaltet den Mut, „nein“ zu sagen.
2. Die Kraft zu Grenzüberschreitungen in der Verwaltung und über sie hinaus, um eine integrierte Planung zustande zu bringen.

3. Ressourcen und Zeit, besonders letzteres, um Partizipation zu organisieren. Stadtentwicklungsprozesse funktionieren nicht ohne Quartiersmanagement, wenigstens auf Zeit.

Die Zeit ist auch nötig, weil Fachlichkeit vermittelt werden will und weil bürgerschaftliche Ideen auch fachlich aufgenommen werden müssen.

Das Publikum im Habermas'schen Sinne nur gelegentlich und dann nur zum Zwecke der Akklamation einzubeziehen, ist nicht demokratisch, sondern befriedigt allenfalls die Bedürfnisse des Planers.

Ich weiß wohl, dass die reine Summe der Bürgerwünsche nur äußerst selten eine gute Planung ergibt, glaube aber gleichwohl, dass über eine echte Interaktion auf gleicher Augenhöhe ein hohes Maß an Zu- und Übereinstimmung erreicht werden kann.

Dass Wettbewerbe unsere Probleme dabei nicht unbedingt lösen, zeigt das Beispiel Aufseßplatz. Hier haben Architekten Gestaltungsvorschläge von Architekten beurteilt und sich dabei eindeutig für die aus ihrer Sicht beste Lösung entschieden. Als es anschließend darum ging, mit der teilweise heftigen Kritik an dieser Entscheidung umzugehen und nach Kompromissen zu suchen, durfte ich als Oberbürgermeister ran. Diese Arbeitsteilung halte ich für reichlich unerotisch.

4. Mut zu Zielen, Mut zu Utopien.

Der Schlüsselbegriff für unsere Zukunft ist Lebensqualität. Lebensqualität – nicht Wachstum, Größe, Modernität, High-Tech. Möglichst viele Menschen sollen nicht nur sagen: Hier lebe ich. Sie sollen sagen: Hier lebe ich gut! Das kann aus materiellen Gründen (Job, Studienplatz, gute Ausbildung), aus Infrastrukturgründen (soziale, kulturelle Angebote) oder aus subjektiven und immateriellen Gründen sein („Nürnberg ist einfach geil.“)

Das ist – zugegeben – abstrakt, prägt aber natürlich die Zieldeduktion. Wir leben in einer Stadt, in der nur knapp ein Drittel der Menschen morgens in die Arbeit gehen und abends heimkommen, rund 65.000 gehen morgens in die Schule und haben ab mittags frei, der Rest hat zunächst mal Zeit, Zeit in der Stadt zu leben, sie zu erleben, sie zu beleben. Das ist noch nicht in allen Planerköpfen so ganz drin. Verdichtet wird das am neuen Flächennutzungsplan

(FNP) und in den zugrundegelegten Planungszielen deutlich. Von dem bis 2015 prognostizierten Wohnraumbedarf von 12.000 bis 13.000 Wohneinheiten haben wir 60 Prozent als Innenentwicklung dargestellt. (Beispiele: Kappengasse, Sebalder Höfe, Kühnertsgasse, Rollnerstraße, Mammut-Gelände, Tafelgelände, Langseegelände, Leonhardspark, Tillypark, Village, ATV-Sportgelände)

5. Und letztlich brauchen wir natürlich gelegentlich auch den Mut zum Konflikt. Stadtentwicklungsprozesse und Architekturfragen lassen sich nicht immer als Harmoniemodell entwickeln. Manches im gestalterischen Bereich lässt sich weder abstrakt noch am Modell oder in Animation vermitteln, manches vermittelt sich erst, wenn's gebaut ist – Irrtum eingeschlossen.

Erst bauen Menschen Häuser, dann bauen Häuser Menschen. So sagt das Albert Schweitzer. Das Sein bestimmt das Bewusstsein, könnte man auch sagen.

Weniger Ästhetik, mehr Ethik war das Thema der Architekturtriennale in Venedig im Jahr 2000. Ich glaube, Ästhetik und Ethik müssen nicht im Widerspruch sein. Die Ethik einer sozialen, ökologischen, menschlichen Baukultur lässt sich durchaus mit ästhetischem Anspruch leichter durchsetzen als mit formaler Beliebigkeit. Gutes Bauen kann Bindung schaffen zum Ort, Räume entwickeln, die Heimatqualität haben. Gutes Bauen zeigt Respekt vor seiner Umgebung, zum Beispiel beim Kopfbau Künstlerhaus, beim Augustinerhof oder beim Sebaldusgelände (Respekt vor dem Turm) ohne Mimikri.

Gutes Bauen muss die Zeit ihres Entstehens nicht verstecken.

Gutes Bauen darf von außen eine Geschichte darüber erzählen, was innen ist. Es ist die besondere Aufgabe des öffentlichen Bauens, Landmarken zu setzen (Nürnberger Burg, Dogenpalast, Neues Museum etc.) – was häufig gelingt, manchmal aber auch nicht (zum Beispiel Rathaus Erlangen)

Und gute Stadtplanung zeigt Respekt vor dem Gebauten. Deshalb bemühe ich mich um eine Weiternutzung des Volksbads mit seiner ursprünglichen Zweckbestimmung.

Sehr geehrte Damen und Herren, ich weiß nicht, ob ich Ihrer Ankündigung einer Vision gerecht werden konnte. Jedenfalls haben Sie Einblick in meine

stadtentwicklungspolitische Denkwelt bekommen und können nun besser einschätzen, warum ich so reagiere, wie ich's tu.

Das ganze ist ohnehin keine One-Man-Show und damit bin ich final wieder beim Grund für heute: 10 Jahre Baulust, 10 Jahre Lustgewinn – wenigstens in architektonischer Verbalerotik.